

Otto Glaubrecht: „Der Ungeratene“

Eine Kurzgeschichte (1853)

Vorbemerkung

Der II. Teil der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“, der 50. Band seiner „Neuen Folge“, ist dem Gedächtnis des „französischen“ Kupferstechers Johann Georg Will, nach seiner Naturalisation in Paris Jean Georges Wille, zu seinem Geburtstag am 5. November 1715 gewidmet, weil dieser sich 1965 zum 250. Male jährt.

Mit dem Nachdruck von O. Glaubrechts Kurzgeschichte „Der Ungeratene“, die Episoden aus der Jugend und dem späteren Leben Wills bringt, glaubt der Herausgeber von der bisher streng eingehaltenen rein historischen Grundlinie dieser „Mitteilungen“ abweichen und die „dichterischen Freiheiten“ dieser Erzählung in Kauf nehmen zu dürfen; denn mit O. Glaubrecht erhält im Rahmen des Jahresbandes ein Vertreter des literarischen Biedermeiers das Wort, einer der Stillen im Lande, nach den vormärzlichen Kämpfen, von denen P. Krüger im I. Teil berichtet hat. Dazu kommt, daß O. Glaubrecht in Gießen als Sohn Ludwig Rudolf des Hofgerichtsadvokaten Jakob Oeser am 11. November 1807 geboren wurde. Hier in Gießen besuchte er die Winkelschule des Magisters Schaab, dann das Pädagog, den Vorläufer des heutigen Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums; seit 1827 studierte er auf der Universität Theologie und bestand 1830 die notwendigen Abschlußexamina.

Von seinen Lehrern hob er besonders hervor am Pädagog den später angesehenen pädagogischen Schriftsteller Jakob Georg Curtmann, an der Universität den Theologieprofessor Karl Bernhard Hundeshagen, den Vorkämpfer der Burschenschaft und Verfasser des Werkes „Der deutsche Protestantismus“. Vielleicht ging auf diese Männer die Wahl seines Pseudonyms „O. Glaubrecht“ zurück, weil es gedeutet wurde als „O(eser), glaub' recht!“.

Nach seinen Examen war er zunächst als Hauslehrer, dann als Pfarrassistent tätig, ab 1835 wurde ihm die Pfarrstelle in Lindheim bei Friedberg übertragen, die er bis zu seinem Tode 1859 innehatte. „Im Frieden dieses Amtes und im Glück seiner Ehe“ nahm er 1841 verstärkt seine literarische Tätigkeit wieder auf, der er schon als Schüler und später als Student aus Liebhaberei sich gewidmet hatte. So war er neben seiner Burschenschaft Mitglied eines literarischen Kränzchens, dem auch der spätere Professor der Germanistik Karl Weigand angehörte.

Wir dürfen ihn also zu jenen „tüchtigen Schriftstellern“ rechnen, „die aus dem Volk für das Volk schreiben... Durch ihre Naivität gelangen ihnen

Schöpfungen, um die die zünftige Literatur sie hätte beneiden können“ (A. Biese, Deutsche Literaturgeschichte, III. Band, S. 104, über O. Glaubrecht)¹⁾.
Heinrich Klenk

Der Ungeratene

Wer Neid und Mißgunst sorgsam flieht,
Genügsamkeit im Gärtchen zieht,
Dem schießt sie bald zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte bringt.

Wer von Gießen aus nach dem Städtchen Königsberg wandert, das mit seiner verfallenen Burgfeste einen der schönsten Punkte des hessischen Hinterlandes bildet, dem kommt von den Bergen herab, über Steine und Erlenwurzeln springend, ein Bächlein entgegen, die Bieber geheißten. Das Bächlein weiß soviel zu erzählen, und murmelt und plätschert so lebendig, daß die Zeisige, die in den Erlen nisten, sich gern drinnen beschauen und die Forellen sich gern drinnen baden. Und da es so geschäftigt und rastlos ist, so haben an dem Bächlein die Müller eine Mühle hinter der anderen erbaut, und das Bächlein tut treffliche Dienste.

Die letzte, von der man schon Königsberg hoch oben auf der Höhe sehen kann, und zugleich die größte und schönste, heißt die Obermühle. Hier drängen sich die Berge so eng zusammen, daß man meint, sie wollten das Bächlein aufhalten, aber das braucht wenig Raum, und indem es zwischen den Bergwiesen durchrauscht und die Wiesenquellen zur Seite aufnimmt, treibt es noch die zweirädrige Mühle, recht ein Bild davon, was der Mensch auf dem schmalen Wege leisten kann, wenn er nur will und der treibenden Kraft des Geistes Gottes folgt.

In dieser Obermühle wohnte im Anfang des vorigen Jahrhunderts der Müller Johann Philipp Will, ein Mann schlicht und recht und fromm nach der Väter Weise; aber über seine Mühle hinaus ging sein Blick nicht. Und das war auch gut.

Seine Frau, die dem Manne in jeder Hinsicht ähnlich war, hatte ihm mehrere Kinder geschenkt, deren ältester Johannes hieß. Dieser Hannes, wie man hier Landes den Namen abkürzt, sollte einst die Mühle erben, und war darum schon mehrere Jahre vor seiner Einsegnung von dem Vater in der Mühle beschäftigt worden.

¹⁾ Näheres zu Oeser/Glaubrecht: Arbeiten der Historischen Kommission f. d. Großherzogtum Hessen; Hessische Biographien, in Verbindung mit Karl Esselborn und Georg Lehnert, herausgegeben von Hermann Haupt, I. B. Darmstadt 1918, S. 321 (August Roeschen). Hier auch ein Schriftenkatalog. „Der Ungeratene“ steht in „Erzählungen aus dem Hessenlande“, 1. Auflage, Frankfurt a. M. und Erlangen 1853, Nr. 11. — 5. Auflage, Stuttgart 1891, S. 106; dazu Karl Glöckner: Gießen 1248—1948. Siebenhundert Jahre Gießen in Wort und Bild. Gießen 1948, S. 96 ff. (Walter Kröll), und S. 132, „Vater Will sucht für seinen Sohn einen Lehrmeister der Malerei in Gießen (um 1730)“ aus „Mémoires et Journal de J. G. Wille“, herausgegeben von Duplessis, Paris 1857.

Aber der Junge war dem Vater gar nicht recht, er war, wie er oft im Zorn sich ausdrückte, sein „Ungeratener“. Zu bösen Bubenstreichen gab es in der Mühle keine Gelegenheit, und die losen Kameraden, die ihn hätten verführen können, wohnten zu fern; und dennoch war im Sinne des Vaters der Knabe wirklich ein Ungeratener.

Der Johannes war ein sonderbares Kind. Schon auf seiner Mutter Schoß war sein Auge fast beständig auf den großen Ofen gerichtet, auf welchem die Hochzeit zu Kana mit Christus und Maria und den zwölf steinernen Wasserkrügen in rohen Umrissen dargestellt war, und von einem Bilde, das ihm die Mutter vom Jahrmarkt mitbrachte, war er nicht wegzubringen; er vergaß darüber Essen und Trinken.

Nicht lange, so standen die Wände der Mühle mit Figuren bemalt, wie sie eine zitternde Kinderhand mit Holzkohle hinwerfen kann; wenige Jahre, und die Türen der Ställe zeigten die Bilder bekannter Personen, namentlich mußte das Scheunentor dienen, den Kampf Davids mit dem Riesen Goliath aufzunehmen, und wer es sah, mußte lachen, denn der Riese sah der Schreckensgestalt des Spießmannes von Königsberg, einem alten Kaiserlichen, zum Verwundern ähnlich.

Doch der Vater lachte nicht über den Zeitvertreib des Jungen, er hielt ihn sehr strenge und betrachtete die Neigung des Kindes als Teufelswerk. Das konnte man dem Müller so übel nicht nehmen, denn der Junge war wirklich in Haus und Geschäft nicht zu brauchen. Ward er mit den Eseln zur Stadt geschickt, so kam er nie mit Tag nach Hause, denn die Bilderläden in der Stadt fesselten ihn so sehr, daß er das Wiederkommen vergaß. Die Wolkengebilde am Himmel und der Wechsel zwischen Licht und Schatten, das Wogen eines Kornfeldes im Winde und das Tanzen der Blätter im Bache ließen ihn alles um sich her vergessen. Wie ein Träumender ging er umher, und so tat er seine Arbeit, bis ein Vorfall in der Mühle über seine Zukunft entschied.

Die Müllerin kam einst atemlos von der selten betretenen Oberstube herabgestürzt, und bat ihren Mann um schleunige Hilfe, denn in der Oberstube liege eine Schlange auf dem Boden, von schrecklichem Ansehen.

Der Müller bewaffnete sich mit einem Prügel, der Knecht mit einem anderen Werkzeug, und etliche Mahlgäste samt der Müllerin und der Magd rückten ängstlich hinter dem Vortrabe her. Der Müller öffnete vorsichtig die Tür und tut einen kräftigen Schlag auf das Ungetüm, daß der Staub fliegt, aber sonst nichts; denn die Schlange war ein mit großer Kunst auf dem Fußboden ausgeführtes Gemälde des Ungeratenen.

Die Mahlgäste und das Gesinde lachten, nicht so aber der Müller. Er zog den Maler hinter den Mehlsäcken, wohin er sich nichts Gutes ahnend, versteckt hatte, hervor, und — brachte ihn tags darauf zu einem Büchsenmacher nach Gießen in die Lehre. Nach Anlage und Neigung des Knaben wurde abermals nicht gefragt, sondern er wurde dem neuen Meister mit dem Bemerken übergeben, den Jungen recht knapp zu halten, denn er sei ein Ungeratener. Doch war er hier in die Hände eines geschickten Meisters

gefallen, der den Jungen lieb gewann und ihn seinen Anlagen gemäß beschäftigte, denn der Lehrling verstand es besser als der Meister, die schönsten Figuren und Laubgewinde in die Schlösser der Flinten einzugraben.

Über seine Bestimmung selbst im Unklaren, vertauschte er dieses Geschäft nach vollendeter Lehrzeit mit der Uhrmacherkunst, und als Uhrmacher kam er nach Dresden. Der Anblick der dortigen Kunstschatze brachte ihn zur Entscheidung; er ging von hier nach Straßburg und mit dem berühmten Kupferstecher Schmidt nach Paris. Kurz, aus dem Ungeratenen ward der berühmteste Kupferstecher des vorigen Jahrhunderts, Jean Wille, wie die Franzosen ihn nannten.

Aber auch das nicht plötzlich. Ohne alle Unterstützung von Hause, verdiente er anfangs so wenig, daß er nur trockenes Brot genießen durfte. Aber was manchem zum Fall gedient hätte, das diente ihm zum Aufstehen. In dieser schweren Schule der Entbehrung gewann er jene Glaubensstärke, die ihn die späteren Prüfungen um so leichter ertragen ließ, und gab seinem Herzen die weiche, menschenfreundliche Stimmung, die später viele junge Künstler dankend anerkannten.

Ein angesehenener und reicher Mann geworden, verlor er in der Revolution sein ganzes Vermögen; aber das beugte ihn nicht. Selbst die Lebensgefahr, in der er lange schwebte, diente ihm zu seinem Besten; Napoleon ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion und die Akademie der Künste zu ihrem Mitgliede. Von seinen dankbaren Schülern geehrt und von seinen Kindern geliebt und gepflegt, starb Jean Wille in einem Alter von zweiundneunzig Jahren im Jahre 1808, und wurde im Pantheon zu Paris begraben.

Nach seiner Heimat, der Obermühle an der Bieberbach, ist er nie wieder gekommen, denn sein Vater konnte sich nicht entschließen, ihn für etwas anderes als einen Ungeratenen anzusehen. Aber der Ungeratene hörte nicht auf, Vater und Mutter zu ehren, und hat den schönsten Abdruck aller seiner Bilder jedesmal auf die Obermühle geschickt, damit Vater und Mutter wüßten, der Ungeratene lebe noch und verstünde mehr als Goliathe und Schlangen zu zeichnen. Diese Bilder hängen noch zum Teil in der Oberstube auf der Obermühle, zum Teil aber sind sie mit den Nachkommen des alten Müllers ausgewandert, und eines davon hat der Erzähler oft vor Augen und in Händen gehabt, und sich daran erquickt als an einem Bilde seiner frohen Knabenjahre.

Das stellt Ludwig XIV. dar, wie er als Knabe Seifenblasen fliegen läßt, in deren einer sich die Fenster des Schlosses abspiegeln, Item, in den Seifenblasen, die die Kinder im Spiele fliegen lassen, spiegelt sich manches ab, was auch die besten Eltern nicht verstehen. Wohl darum dem, der es mit frommem Glauben fühlt und ausspricht: „Der Mensch denkt, Gott lenkt.“²⁾

²⁾ Orthographie und Satzzeichensetzung entsprechen dem Originaltext bis auf „th“ in „thun“ und ähnlichem. Hier glaubte der Herausgeber, der heutigen Schreibung folgen zu müssen.